

Herausforderungen an die genealogische Sprachklassifikation

(Linguistisches Kolloquium München, 26. 5. 2004)*

1. Einleitung

Bis heute herrscht das genealogische Modell in der historischen Sprachwissenschaft und in der Sprachklassifikation nahezu uneingeschränkt. Alle aktuellen Sprachenkataloge sind genealogisch geordnet, von Ruhlens „Guide to the world’s languages“ bis hin zur neuesten, monatlich aktualisierten Internet-Version des „Ethnologue“. Nach wie vor scheint das Diktum des grossen Indogermanisten Antoine Meillet zu gelten, wonach die genealogische Klassifikation die einzige von wissenschaftlichem Wert sei. Im Vorwort zu „Les langues du monde“ in der Auflage von 1924 hat er die Prinzipien der genealogischen Klassifikation in unübertrefflicher Klarheit formuliert; ich zitiere die Anfangssätze:

La trop fameuse classification en langues isolantes, agglutinantes et flexionnelles ne se laisse pas poursuivre exactement, et, pour autant qu'elle se laisse formuler, elle n'a ni portée scientifique ni utilité pratique. La seule classification linguistique qui ait une valeur et une utilité est la classification généalogique, fondée sur l'histoire des langues. ... Le principe en est connu: lorsqu'une langue est parlée sur un domaine étendu et que les individus qui l'emploient viennent à cesser d'avoir les relations régulières et continues qui maintenaient l'unité de la langue, les changements qui ont lieu dans les diverses parties du domaine ne sont pas identiques; et, au bout d'un temps, variable suivant les cas, les différences entre les parlars locaux qui continuent la langue d'abord commune deviennent telles que les occupants des diverses régions cessent de se comprendre aisément entre eux. Dans la mesure où les habitants de provinces différentes cessent de se comprendre, on peut dire que la langue commune est remplacée par des langues nouvelles.

Es sei gerne konzidiert, dass der grosse Meillet die Prinzipien der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft keineswegs so eindimensional und verkürzt gesehen hat wie viele seiner Nachfolger. Dies genauer auszuführen ist hier aber nicht der Ort. Ich begnüge mich damit, ihn als Kronzeugen für

die Auffassung anzurufen, dass die genealogische Klassifikation die einzige ist, die wissenschaftlichen Wert beanspruchen kann.

Was macht das genealogische Modell so attraktiv? Ich meine, seine Übersichtlichkeit: jede Sprache hat ihren festen Platz, eine eindeutige Zuweisung. Ein Stammbaum ist ein Urbild an Wohlgeordnetheit. Verwandtschaftsgrade lassen sich mit geradezu mathematischer Präzision bestimmen. In der Biologie herrschen in der Tat klare Verhältnisse: jeder Mensch, jeder Angehörige einer sich sexuell fortpflanzenden Spezies hat genau einen Vater und eine Mutter; die Aszendenz, die Positionierung im Stammbaum ist unhinterfragbar eindeutig (auch wenn man vielleicht im konkreten Fall die Identität der Eltern nicht weiss, muss sie doch biologisch existieren). Kann man diese biologische Metapher so einfach auf die Sprache übertragen? Sind Sprachen biologische Wesen, kann man sie als Spezies beschreiben? Metaphern sind nützlich; sie können erhellend sein. Sie können aber auch in die Irre führen, wenn man sich ihrer Relativität nicht bewusst ist. Eine Metapher verdeutlicht bestimmte Züge der Wirklichkeit; dies ist so lange nützlich, wie man nicht die Metapher für die Wirklichkeit selbst hält.

Die Stammbaum-Metapher hat in der Sprachwissenschaft eine unvergleichliche Wirkungsmacht entfaltet. Sie hat Zusammenhänge erkennbar gemacht, die in früheren Stadien der Sprachwissenschaft dunkel geblieben waren. Aber sie ist auch von allem Anfang an in Frage gestellt worden, schon als Johannes Schmidt seine Wellentheorie entwickelte und Hugo Schuchardt den Gleichungen der Junggrammatiker seine nuancierte Sichtweise entgegenstellte. Mit der Stammbaum-Metapher werden um 1850 die Forschungsergebnisse eines halben Jahrhunderts auf den Punkt gebracht und übersichtlich systematisiert. August Schleicher, nicht zufällig ein Zeit- und Denkgenossen von Charles Darwin, hat damit eine robuste Weichenstellung für die Zukunft gelegt; er hat ein Paradigma formuliert, in dem wir uns auch heute noch bewegen. Aber wir sollten, systematischer und grundlegender als bisher, über die Grenzen dieses so attraktiven Denkmodells reflektieren. Vielleicht ist die Klarheit des Stammbaum-Modells ja einfach zu schön, um wahr zu sein – zumindest zu schön, um die Wahrheit in ihrer ganzen Komplexität widerspiegeln zu können.

Zum Einstieg in diese kritische Reflexion will ich eine Reihe von Beispielen anführen, die als Herausforderungen an die herkömmliche genealogische Sprachklassifikation interpretiert werden können: Kreolisierung; Sprachmischung; Relexifizierung durch prägende Kultursprachen; strukturelle Konvergenz ohne (enge) genetische

Verwandtschaft. Daran schliessen sich grundlegende Überlegungen zu der Tragweite der biologischen Metapher des Stammbaums an. Des weiteren wird, ausgehend von Dixons „punctuated equilibrium model“, der Ansatz eines einheitlichen sprachgenealogischen Modells vorgestellt, welches die bisherige einseitige Betonung der Divergenz überwindet und Konvergenzphänomenen stärker als bisher Rechnung trägt. Zum Abschluss werden die Konsequenzen eines solchen Modells für die aktuellen Diskussionen um mögliche tiefe genetische Zusammenhänge (Amerindisch, Eurasiatisch) und prähistorische Sprachkontakte (Vennemann) kurz andiskutiert.

2. Fallstudien

2.1. Die genealogische Klassifikation der Kreolsprachen

Nach dem – implizit oder explizit vorausgesetzten – Grunddogma des genealogischen Modells kann es keine zwei- oder mehrfache Aszendenz einer Sprache geben. Jeder Sprache kommt genau ein und nur ein Platz in dem einheitlichen Stammbaum zu, der ausnahmslos alle Sprachen der Menschheit umfasst – so der Anspruch. Wenn wir uns über die genealogische Klassifikation der einen oder anderen Sprache (noch) nicht im klaren sind, dann liegt das an unseren unzureichenden Kenntnissen. Im Prinzip muss es möglich sein, jede Sprache eineindeutig genealogisch zu klassifizieren.

Trotz dieses Dogmas ist es zumindest in einem Bereich allgemein bekannt, dass die Verhältnisse nicht überall so einfach liegen können: bei den Kreolsprachen. Dass diese Gruppe von Sprachen eine Herausforderung für die genealogische Sprachklassifikation darstellt, ist zwar des öfteren andiskutiert worden, es wurde aber bisher noch nicht wirklich ernst genommen und konsequent zu Ende gedacht. In den gängigen Sprachenkatalogen werden die Kreolsprachen als eigene Gruppe ans Ende gestellt. Was soll das aber bedeuten? Bilden sie eine genetische Einheit, so wie die indogermanischen, austronesischen oder arawakischen Sprachen? Doch sicher nicht, denn in dieser Gruppe finden wir so unterschiedliche Idiome wie Haitianisch (← Französisch), Papia Kristang (← Portugiesisch), Tok Pisin (← Englisch) und KiNubi (← Arabisch). Eine gültige genetische Gruppierung kann das wohl kaum sein. Also ist das Kriterium der eineindeutigen Zuordnung auf jeden Fall aufgeweicht, denn hier kommen ganz andere Kriterien zum Zuge: nicht die Abstammung zählt, sondern die besonderen Umstände der Sprachgenese, und damit vielleicht

zusammenhängend bestimmte Struktureigenschaften. Mit diesem letzten Kriterium, wenn es denn für die Klassifizierung der Kreolsprachen Geltung haben soll, verlassen wir aber definitiv den Rahmen der Genealogie und wechseln zur Typologie; wir bewegen uns also aus dem Bereich der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft hinaus und betreten den – ebenso legitimen, aber ganz anders strukturierten – Bereich der allgemein-vergleichenden Sprachwissenschaft. Was wäre die Alternative? Sollen wir, wie es manche Linguisten vorgeschlagen haben, die Kreolsprachen zu ihren jeweiligen Grundsprachen rechnen? Damit würden wir dem genealogischen Modell gerecht und würden auch eine gewisse historische Realität korrekt abbilden, denn irgendwie ist natürlich nicht falsch zu sagen, dass die Kreolsprachen von ihren jeweiligen Grundsprachen „abstammen“. Aber wir kehren bei dieser Betrachtungsweise die besondere Natur dieser „Abstammung“ unter den Tisch, von den typologischen Parallelen ganz zu schweigen. Die letztgenannte Alternative ist zwar theoretisch erwogen, aber noch nie mit allen Konsequenzen durchgeführt worden. Täte man dies, dann sähe beispielsweise der Stammbaum der germanischen und romanischen Sprachen etwas anders aus, als er heute in den gängigen Handbüchern erscheint. Dann würde zu den romanischen Sprachen nicht nur Französisch und Portugiesisch gehören, sondern eben auch Seychellisch und Principensisch. Und dann wäre, konsequenterweise, Seychellisch eine galloromanische, Principensisch hingegen eine iberoromanische Sprache. Ist eine solche Konsequenz erwünscht? Ist sie intuitiv einleuchtend? Jedenfalls fallen dabei die strukturellen Parallelen des Verbalsystems, nicht nur zwischen Seychellisch und Principensisch, sondern beispielsweise auch mit dem arabisch basierten KiNuba unter den Tisch. Welche Alternative man auch wählt, voll gerecht wird man der komplexen Realität mit keinem einfachen Stammbaum.

2.2. Sprachmischung als zweifache Aszendenz

Ich habe bei dieser kurzen Überlegung zu den Kreolsprachen auf die Frage ihrer Genese (Monogenese, Polygenese, universalistische Hypothese) keinen Bezug genommen, auch nicht auf den Begriff der „Relexifizierung“, der bekanntlich im Zusammenhang mit der Genese der Kreolsprachen geprägt worden ist. Gerade darauf möchte ich nun noch genauer eingehen, denn Relexifizierung finden wir auch anderswo, ja, sie ist so gängig und häufig, dass es unannehmbar scheint, sie als ein marginales Phänomen abzutun. Relexifizierung ist ein extremer Fall von Sprachmischung. Zur Illustration verweise ich auf zwei Sprachen, die man kaum anders denn als

Mischsprachen klassifizieren kann, obwohl es nach dem strengen genealogischen Dogma so etwas wie Mischsprachen eigentlich nicht geben darf. Diese beiden Sprachen sind in der jüngeren Literatur zur Sprachkontaktforschung eingehend beschrieben worden, so dass ich mich mit wenigen illustrativen Beispielen begnügen kann. Betrachten wir zunächst das Michif.

2.2.1. Michif zwischen Französisch und Cree

Michif (vom kanadisch-französisch *métif* „métisse“) hat sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Sprache der Kinder französischer Trapper und Pelzjäger mit indianischen Frauen gebildet. Es lebt heute noch als Primärsprache fort in den kanadischen Provinzen Manitoba/ Saskatchewan und in den USA im angrenzenden North-Dakota. Michif ist eine Mischung aus Cree, einer algonkinischen Sprache, und Französisch. Bemerkenswert ist, dass die heutigen Sprecher weder Cree noch Französisch können; sie sind zweisprachig in Michif und Englisch. Im Michif verläuft die Grenze zwischen den beiden Bestandteilen an der Grenze zwischen Nomen und Verb: praktisch alle Verben sind Cree, mit allen Besonderheiten dieser morphologisch höchst komplexen algonkinischen Sprache; praktisch alle Nomina entstammen dem kanadischen Französisch. Hier drei Beispielsätze:

Michif

- (1) *en sěčyr d-ušt-am-a:-šū-n*
une ceinture I-make-BEN-TA-REFL-NON3
 „I am making myself a belt.“
- (2) *nu čī-ki:-tu:tam-an st-afēr*
non COMP-PAST-do.TI-TI.2→4sg cette affaire
 „You shouldn’t do such a thing.“
- (3) *kat vėjīs gi:-aja:w-ak li mūd la promji žurni dī lā*
quatre-vingt-dix 1.PAST-have-3pl le monde la 1ère journée de l’an
 „I had 90 people over on New Year’s day.“

Was ist das nun? Französisch relexifiziertes Cree? So könnte man argumentieren, wenn man behauptet, das Verb sei das strukturelle Zentrum des Satzes, die Matrix, die dann mit „fremden“ Elementen gleichsam aufgefüllt wird. Sicher hat eine solche Argumentation einiges für sich. Aber man betrachte dann die folgenden Beispiele, aus denen klar hervorgeht, dass

der nominale, also französische Bereich des Wortschatzes mit grosser Freiheit und kreativ weiterentwickelt wird (in französischer Orthographie):

| | | |
|-----|--------------------------|--------------------|
| (4) | <i>volage</i> | „Diebstahl“ |
| | <i>sucrage</i> | „Süssigkeit“ |
| | <i>trostable</i> | „vertrauenswürdig“ |
| | <i>beggueur/ -euse</i> | „Bettler-in“ |
| | <i>avariceux</i> | „geizig“ |
| | <i>agencerie</i> | „Amt“ |
| | <i>contenterie</i> | „Zufriedenheit“ |
| | <i>prouvasse</i> | „Beweis“ |
| | <i>une fais-la-bonne</i> | „a prude“ |
| | <i>un fais-le-saint</i> | „a hypocrite“ |
| | <i>un fais-le-gros</i> | „a boaster“ |
| | <i>l'argent pas vrai</i> | „Falschgeld“ |

Eine solche Beispielreihe erweckt den Eindruck von nativer, durch und durch französischer Umgangssprache. Aber ist deshalb Michif ein französischer Dialekt? Was ist Michif? Ist diese Frage schwer zu beantworten? Oder ist sie prinzipiell irreführend?

2.2.2. Media Lengua zwischen Spanisch und Quechua

Ich bringe ein weiteres Beispiel. Bei seinen Feldforschungen zum ecuadorianischen Quechua (eigentlich besser Quichua) hat der niederländische Linguist Muysken zufällig eine Sprache entdeckt, die zwischen Spanisch und Quechua steht: Media Lengua. Sie wird in Salcedo, etwa 100 km südlich von Quito, von einer Bevölkerungsgruppe als Primärsprache verwendet, die heute kein Quechua kann und Spanisch als Zweitsprache erwirbt. Entstanden ist diese Sprache in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als beim Eisenbahnbau junge Quechua-Sprecher aus dem Hochland nach Quito kamen und versuchten, sich mit Hilfe der Sprache eine eigene Identität zu schaffen, die weder mit dem Spanischen noch mit dem angestammten Quechua deckungsgleich ist. In der Media Lengua verläuft die sprachliche Grenze zwischen Lexemen und Grammemen: die gesamte Grammatik entstammt dem Quechua, der gesamte (sowohl nominale als auch verbale) Wortschatz hingegen dem Spanischen. Hier drei Beispiele zur Illustration:

Media Lengua

(5) *unu fabur-ta* *pidi-nga-bu* *bini-xu-ni*
Q: *shuk fabur-da* *maña-nga-bu* *shamu-xu-ni*
ein Gefallen-ACC bitten-NOMIN-BENEF kommen-PROGR-1SG
“Vengo para pedir un favor”

(6) *kuyi-buk* *yirba* *nuwabi-shka*
Q: *kuyi-buk* *k'iwa* *illa-shka*
Meerschwein-BENEF Gras es gibt nicht-”sudden discovery”
„There turns out to be no grass for the caviar.”

(7) *yo-ga* *awa-bi* *kay-mu-ni*
Q: *ñuka-ga* *yaku-bi* *urma-mu-ni*
ich-THEM Wasser-LOC fallen-”come after some event”-1SG
“Vengo después de caer en el agua.”

Was “ist” Media Lengua? “Ist” es profund Quechua, weil die komplexen und hochspezifischen grammatischen Kategorien reines Quechua sind? Ist also die “innere Sprachform” ausschlaggebend, sind die zugrundeliegenden Denkstrukturen das entscheidende Kriterium für die genetische Klassifikation? Aber kann man es andererseits wirklich als Quechua klassifizieren, wo doch praktisch der gesamte Wortschatz, einschliesslich der freien Personalpronomina, aus dem Spanischen stammt? Wie weit kommt man mit einer essentialistischen Frage des Typus “Was ist X?”?

2.3. Relexifizierung durch prägende Kultursprachen

Nun könnte man vielleicht solche Beispiele wie Michif und Media Lengua als marginale, weltweit rare Sonderfälle abtun. In der Tat sind Fälle, in denen so klar eine zweifache Aszendenz belegt ist, nicht eben häufig. Vermutlich sind sie aber auch weniger selten, als man gemeinhin annimmt. Es wird über Fälle berichtet, wo innerhalb einer Generation weite Bereiche des Wortschatzes infolge von Tabuisierungen ausgetauscht werden, beispielsweise in Papua-Neu Guinea. Aber nicht darauf will ich jetzt eingehen, vielmehr die Frage stellen, ob nicht Sprachmischung und Relexifizierung ganz alltägliche Phänomene sind. Die Sprachmischung in Michif und Media Lengua ist vielleicht extrem, aber sie ist nicht wesensverschieden von einer Art der Sprachmischung, wie sie in zahllosen Sprachen der Welt normal und grundlegend ist. Worauf Sarah Thomason das Augenmerk gelenkt hat, ist nur die auf die Spitze getriebene

Erscheinungsform eines Phänomens, das omnipräsent ist. Zur Illustration verweise ich auf zwei alles andere als exotische, alles andere als artifizielle Sondersprachen, vielmehr zwei grosse Kultur- und Nationalsprachen mit langer und komplexer Geschichte: Japanisch und Persisch.

2.3.1. Chinesischer Wortschatz im Japanischen

Das Japanische ist durch seinen Kontakt mit dem Chinesischen in seinem Wortschatz so tiefgreifend umgestaltet worden, dass es seinen ursprünglichen Charakter völlig verändert hat. Entlehnungen aus dem Chinesischen prägen das Vokabular auf allen Ebenen. Das japanische Vokabular, gezählt in Wörterbucheinträgen (*types*), besteht mehrheitlich aus Sino-Japanismen. Hier ein simples Beispiel:

Japanisch

- (8) *kyûka^C negai wa kanarazu bunsho^C de isshûkan^C mae made ni*
Urlaub Bitte THEM bestimmt Schrift in eine-Woche vor bis in
shozoku^C buchô^C made teishutsu^C suru koto
zuständig Abteilungsleiter bis Einreichung machen NOMIN
“Urlaubsgesuche müssen schriftlich mindestens eine Woche zuvor bei dem zuständigen Abteilungsleiter eingereicht werden.”

Auch in einem einfachen Text der alltäglichen Umgangssprache ist der Anteil der sinojapanischen Wörter so hoch, dass die Formulierung eines banalen Sachverhalts ohne dieses von aussen kommende, aber völlig integrierte Element praktisch unmöglich wäre. Nur die grammatischen Endungen sowie einige wenige fundamentale Verben und Adverbien sind in unserem Beispielsatz genuin japanisch, hingegen ist der gesamte lexikalisch relevante Wortschatz chinesischen Ursprungs. Das Bild ist im Ergebnis ähnlich wie im Falle der Media Lengua. Der zitierte Satz ist nicht besonders anspruchsvoll, stilistisch nicht auffällig markiert; man kann lange Passagen in natürlich klingendem Japanisch formulieren, wo das Verhältnis von nativen zu entlehnten Elementen ein ähnliches wäre.

2.3.2. Arabischer Wortschatz im Persischen

Das Chinesische kennt, im Unterschied zum Japanischen, keine flexionelle Morphologie; dementsprechend sind die grammatischen Elemente ausschliesslich japanischer Herkunft. Anders sieht das Verhältnis des Neupersischen zu seiner primären Kontaktsprache Arabisch aus. Hier ist

nicht nur der Wortschatz, sondern auch die Grammatik betroffen. Wer Persisch lernt, muss ein gutes Stück weit in das grammatische System des Arabischen eindringen. In dem folgenden, stilistisch keineswegs besonders anspruchsvollen Text finden wir dieselbe Konstellation wieder, die wir soeben schon in der Media Lengua und im Japanischen beobachtet haben:

Persisch

(9) *dar ṭab^{cA}-e avval^A vaqâye^{cA} -e târixi^A-ye Irân-râ*
in Druck-EZF erst Ereignisse-EZF geschichtliche-EZF Iran-ACC
be-entehâ^A-ye salṭanat^A-e šâh-e šahid^A Nâşer^A ad-Din^A
mit-Ende-EZF Herrschaft-EZF König-EZF Märtyrer *Name*
xatm^A karde bud-am
Siegel gemacht war-1SG

“In der ersten Auflage hatte ich die geschichtlichen Ereignisse Persiens mit dem Ende der Regierung des Märtyrerkönigs Naser ad-Din abgeschlossen.”

Praktisch der gesamte semantisch relevante Wortschatz (ausser dem Namen *Irân* sowie *šâh* „König“) ist arabisch. Persisch sind die meisten grammatischen Endungen sowie diejenige Verbalstämme, welche in Funktionsverbgefügen eine prädikative Funktion übernommen haben, also Verben des Typus „machen“, „sein“, „werden“ und dergleichen. Aber auch die Pluralbildung erfolgt grossenteils nach den Regeln des Arabischen: anstelle der regelmässigen, agglutinierenden Plural-Endungen des Persischen (*-hâ* und *-ân*) werden die arabischen Substantive mitsamt ihren hochgradig irregulären Pluralbildungen mit ihrer inneren Flexion übernommen. So finden wir in unserem Beispielsatz den sogenannten “gebrochenen” Plural *vaqâye^c* „Ereignisse“, vom arabischen *waqāyī^c*, Plural von *wāqī^ca*. Der Einfluss des Arabischen betrifft also nicht nur die Lexik, vielmehr ragt er tief in das grammatische System hinein.

2.3.3. Weitere Bemerkungen zur kulturellen Relexifizierung

Eine Nachbemerkung zu strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Mischsprachen ist hier angebracht. Sowohl im Japanischen als auch im Persischen finden wir zahllose Funktionsverbgefüge der Art *VERBALNOMEN + FUNKTIONSVERB*, wobei das Verbalnomen aus der jeweiligen Gebersprache stammt. In unseren beiden Beispielen sind dies *teishutsu suru* “Einreichung machen = einreichen” für das Japanische und

xatm kardan "Siegel/ Beendigung machen = beenden" für das Persische. In beiden Sprachen werden viele Tausende von Verbalbegriffen nach diesem Muster gebildet. Die Entlehnungen als solche sind zwar nominal, sie werden aber zu vielen Tausenden verbal verwendet. Hier gilt also gerade nicht die Regel, wonach der Lehnwortschatz von Mischsprachen überwiegend oder ausschliesslich nominal sei; die Verwendung von Funktionsverben ermöglicht in grossem Massstab die Verbalisierung entlehnter Nomina.

Noch viel näher als Japanisch und Arabisch liegen uns Sprachen wie das Englische, bei dem ein Heraussezieren der nicht-germanischen, insbesondere gräko-lateinischen und romanischen Elemente, unmittelbar zum Kollaps führen würde: nur mit dem germanischen Wortschatz allein ist es nicht möglich, sinnvoll auf Englisch zu kommunizieren. Sprachmischung in grossem Massstab ist ein alltägliches Phänomen. So ist beispielsweise das moderne Judenspanische in seinem Wortschatz so von französischen Elementen durchsetzt, dass man es gelegentlich karikierend als „fragnol“ apostrophiert hat.

Die Klassifizierung solcher Mischsprachen ist problematisch. Natürlich sind in all den angeführten Fällen die historischen Umstände bekannt, unter denen sich die Sprachmischung vollzogen hat. Das Japanische wurde seit dem 7. Jahrhundert von chinesischem Wortgut förmlich überflutet, so intensiv, dass man durchaus von einer partiellen Relexifizierung sprechen kann. Ebenso wissen wir genau, dass und wie das Persische unter den Einfluss des Arabischen geriet, nämlich in Zusammenhang mit der Islamisierung des Landes, welcher die persische Sprache fast zum Opfer gefallen wäre. Das Neupersische hat überlebt; es wurde nicht, wie das Aramäische, Koptische und andere Sprachen, zugunsten des Arabischen einfach aufgegeben; aber es wurde unter arabischem Einfluss völlig umgestaltet. Ab der Jahrtausendwende erscheint es als eine gegenüber dem Mittelpersischen von Grund auf gewandelte Sprache erneut auf der historischen Bildfläche. Die Bedeutung der Schlacht von Hastings (1066) für die Geschichte des Englischen ist allgemein bekannt. Das Judenspanische schliesslich hat sich von einer hebraisierten zu einer französierten Sprache gewandelt, nachdem die Alliance Israélite Universelle seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Schulen eröffnet hat, in denen zweisprachige französisch-judenspanische Eliten herangebildet wurden.

Mit anderen Worten: auf Grund bekannter historischer Fakten wissen wir, wann und wie das Japanische sinisiert, das Persische arabisiert und das Englische und Judenspanische französiert worden sind. Wir können einordnen, was ursprünglicher Erbwortschatz und was neuere Lehnwörter

sind. Wir können die Wortschatzbestandteile dieser Sprachen klar voneinander trennen, da wir die einflussgebenden Kultursprachen genau kennen. Es ist auf diese Weise nicht schwer, eine japanische Grundschicht von der chinesischen Kulturschicht zu trennen, einen indogermanischen Kernwortschatz vom islamischen Superstrat, eine germanische beziehungsweise iberoromanische Basisausstattung von ihrer galloromanischen Überwölbung. So wird auch niemand bei der genetischen Klassifikation dieser Sprachen zögern: Persisch zum Beispiel „ist“ fundamental indogermanisch. Aber wir müssen uns zweierlei fragen.

- Erstens: Ist die Aussage, das Persische sei indogermanisch, um so vieles wichtiger und grundlegender als die Aussage, es sei eine islamische Sprache? Mit einigen Kernelementen seiner Basisgrammatik gehört es zweifelsfrei zu den indogermanischen Sprachen, also in eine Reihe mit Sprachen wie Singhalesisch, Armenisch, Russisch oder Isländisch; aber in seinem ganzen heutigen Habitus gehört es mit ebensolcher Berechtigung zu den islamischen Sprachen, also in eine Reihe mit Sprachen wie Türkisch, Urdu oder Malaiisch.

- Zweitens: Wie verfahren wir mit den zahllosen Sprachen, bei denen die Verhältnisse nicht in der gleichen Weise historisch offenliegen wie in den genannten Kultur- und Nationalidiomen? Was tun wir, wenn es uns keine lange schriftsprachliche Überlieferung erlaubt, zwischen nativem Grundwortschatz und kultureller Entlehnung zu unterscheiden? Unendlich viel Mühe und Scharfsinn ist auf die Frage verwandt worden, welche Bestandteile des Wortschatzes ererbt, welche später entlehnt worden sind. Für die genealogische Klassifikation der Sprachen ist diese Frage fundamental. Nur: können wir sie überall beantworten? Und: macht ihre Beantwortung wirklich überall Sinn?

Halten wir fest: es gibt Sprachmischung in dem Sinne, dass die Matrixstruktur, das grammatische Gerüst erhalten bleibt, während der Wortschatz profund umgestaltet wird. Dies sind Fälle von Konvergenz im Wortschatz bei gleichzeitig fortbestehender Divergenz im grammatischen Bau. Man kann eine Skala der Konvergenz postulieren, von totaler Relexifizierung wie in einigen Kreolsprachen oder in der Media Lengua über Fälle tiefgreifender Beeinflussung wie im Japanischen und Persischen bis hin zu relativ oberflächlicher Beeinflussung in semantischen Spezialbereichen. Entscheidend ist die Feststellung, dass Relexifizierung und Wortschatzkonvergenz nicht grundsätzlich, sondern nur graduell verschieden sind.

2.4. Strukturelle Konvergenz genetisch fernstehender Sprachen

Auch der umgekehrte Fall ist denkbar und belegt. Auf Grund von lang anhaltendem Sprachkontakt kann es dazu kommen, dass zwei ursprünglich genetisch getrennte Sprachen strukturell konvergieren, obwohl sie in ihrem Wortschatz nach wie vor getrennte Wege gehen. Ich will auf zwei Beispiele etwas näher eingehen; in beiden Fällen handelt es sich um Sprachen, die möglicherweise auch genetisch miteinander verwandt sind, aber diese genetische Beziehung ist in beiden Fällen umstritten – auf jeden Fall ist sie, wenn vorhanden, äusserst weitläufig, von weitaus grösserer historischer Tiefe als beispielsweise die genetische Beziehung zwischen den indogermanischen Sprachen.

2.4.1. Japanisch und Koreanisch

Das erste Sprachenpaar ist Japanisch und Koreanisch. Als Beispiel dient die Struktur des postpositionellen Paradigmas: neben die Postpositionen für die fundamentalen und adverbialen Funktionen wie Nominativ/ Akkusativ/ Dativ/ Lokativ tritt ein Thematisierungsmarker, der den Nominativ obligatorisch (12/ 13), den Akkusativ fakultativ (14) ersetzt und der zu den anderen Postpositionen frei hinzugefügt wird (15). Beide Sprachen kennen eine Struktur, bei der Thema und Nominativ im selben Satz kombiniert auftreten (16). Schematisch:

Japanisch – Koreanisch

| | | |
|---------------|------------|------------------------|
| (10) Funktion | - THEM | + THEM |
| NOM | <i>NOM</i> | <i>THEM</i> |
| ACC | <i>ACC</i> | <i>THEM v ACC+THEM</i> |
| LOC [...] | <i>LOC</i> | <i>LOC+THEM</i> |

(11) “Double-subject construction”:

$S_1 \rightarrow NP_{THEM} + S_2$

$S_2 \rightarrow NP_{NOM} + V$

linearisiert: $[NP_{THEM} [NP_{NOM} V]]$

(12) *watashi-ga uchi-ni sake-o yomi-masu*
nae-ga chib-esõ sur-ũl masi-mnida
ich-NOM Haus-in Reiswein-ACC trink-POLIT

“Ich trinke im Haus Reiswein.”

- (13) *watashi-wa uchi-ni sake-o yomi-masu*
nae-nŭn chib-esŏ sur-ŭl masi-mnida
-TOP

“Was mich betrifft, so trinke ich im Haus Reiswein.”

- (14) *sake-(o)-wa watashi-ga uchi-ni yomi-masu*
sur-(ŭl)-ŭn nae-ga chib-esŏ masi-mnida

“Was Reiswein betrifft, so trinke ich ihn im Haus.”

- (15) *uchi-ni-wa watashi-ga sake-o yomi-masu*
chib-esŏ-nŭn nae-ga sur-ŭl masi-mnida

“Was das Hausinnere betrifft, so trinke ich Reiswein.”

- (16) *zō-wa hana-ga nagai*
k'okkili-nŭn k'o-ga gilda

Elephant-TOP Nase-NOM lang-sein

“Was den Elephant betrifft, so gilt: die Nase ist lang.

= Der Elephant hat einen langen Rüssel.”

Dies sind hochspezifische Strukturen, die meines Wissens ausserhalb dieses Sprachpaares keine Parallele hat. Die “double-subject construction” finden wir auch anderswo, markant im Chinesischen, doch dort ohne morphologische Markierung: die Funktionen THEM und NOM werden rein positionell ausgedrückt:

Chinesisch

- (17) *xiàng bízǐ cháng*
Elephant Nase lang

Die strukturelle Konvergenz zwischen Japanisch und Koreanisch ist total; gleichzeitig konstatieren wir absolute Divergenz in der lautlichen Substanz: weder im lexematischen Wortschatz noch in der Form der strukturell übereinstimmenden Grammeme finden wir Übereinstimmung (die Übereinstimmung von *-ga* „NOM“ dürfte zufällig sein: im Japanischen hatte die Partikel ursprünglich genitivische Funktion; im Koreanischen wechselt sie allomorphisch mit *-i*). Eine solche typologisch-strukturelle Übereinstimmung darf also keinesfalls als Beweis für eine genetische Urverwandtschaft gewertet werden. Wenn eine solche bestehen sollte, dann

liegt sie auf jeden Fall so weit in der Vergangenheit, dass sie mit gegenwärtigen Methoden kaum bewiesen werden kann. Die strukturelle Konvergenz hat damit nichts zu tun, vielmehr beruht sie auf relativ rezemem Sprachkontakt, auch wenn damit keine Aussagen über die absolute Chronologie verbunden sind. Gerade das Beispiel des Indogermanischen zeigt, dass bei einer vor relativ kurzer Zeit auseinandergedrifteten Sprachfamilie (ca. 6 – 8 Jahrtausende) jede strukturell-typologische Ähnlichkeit längst verloren ist: was haben Irisch, Schwedisch und Hindi strukturell-typologisch heute noch gemeinsam? Wenn Koreanisch und Japanisch urverwandt sein sollten, dann auf der Ebene des (immer noch sehr hypothetischen) Eurasiatischen, also einer mindestens doppelt so alten Ursprache.

2.4.2. Quechua und Aymara

Das zweite hier behandelte Sprachenpaar ist Quechua und Aymara. Die Kontroverse über eine eventuelle genetische Verwandtschaft dieser Sprachen ist geradezu ein Klassiker der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft geworden. Über Jahrzehnte wurde mit immer neuen Argumenten erbittert darüber gerungen. Dabei hat man sich kaum je die Frage gestellt, in welche zeitliche Tiefe eine eventuell vorhandene genetische Beziehung zurückreichen könnte und was die typologische Konvergenz gegebenenfalls damit zu tun hat. Meiner Ansicht nach läge, falls vorhanden, eine hypothetische genetische Beziehung auf der Ebene des hypothetischen Amerindischen, also bei einer (wenn sie denn jemals existiert hat) mindestens 12 Jahrtausende alten Ursprache. Der Befund ist ganz ähnlich wie bei dem Sprachenpaar Koreanisch – Japanisch: strukturell besteht eine frappierende Konvergenz bis in hochspezifische Details hinein, eine Übereinstimmung der grammatischen Kategorien, die es ermöglicht, nicht nur Wort für Wort, sondern geradezu Morphem für Morphem aus einer Sprache in die andere zu übersetzen; und andererseits ist in der materiellen Substanz keine Ähnlichkeit erkennbar. Die meisten lexematischen Übereinstimmungen sind semantisch und lautlich als rezente Entlehnungen erkennbar: sie beziehen sich auf materielle Güter und sind lautlich so ähnlich, dass sie nicht auf eine lang zurückliegende Grundsprache zurückgehen können. Im Basiswortschatz und im Bereich der Grammeme wird keine Verwandtschaft sichtbar.

Als erstes Beispiel wähle ich das System der Thematisatoren/Rhematisatoren. Typologisch sind Grammeme zum expliziten Ausdruck der Thema-Funktion nicht eben häufig; Grammeme zum Ausdruck der Rhema-

Funktion sind eine erstrangige typologische Rarität. Mir jedenfalls sind keine Parallelen ausserhalb der beiden hier betrachteten Sprachen bekannt (19). Womöglich noch idiosynkratischer ist die Kombination des Rhematisators mit einem Grammem, das die Funktionen “Frage” und “Negation” kombiniert. Der Grundwert dieses Grammems ist es offenbar, den Assertionsakt zu unterbinden. Für sich allein signalisiert es die Frage (20); in Kombination mit dem rhematisierten Satznegator bildet es eine zweigliedrige Verneinung (21). Schematisch:

Quechua - Aymara

(18) [S] ^ –ASSERT → INTERROG
 [S] ^ NEG+RHEM ^ –ASSERT → NEGAT

(19) *musoq wasi-qa sumaq-mi*
mačaq uta-h xiwaki-wa
 neu Haus-THEM schön-RHEM
 “Das neue Haus ist schön.”

(20) *čay-qa kesu-ču?*
uka-h kesu-ti?
 dies-THEM Käse-INTERROG
 “Ist dies Käse?”

(21) *čay-qa mana-m kesu-ču*
uka-h xani-w kesu-(ki)-ti
 dies-THEM nein-RHEM Käse-NEGAT
 “Dies ist kein Käse.”

Eine zweite Beispielreihe betrifft diverse Nominalisierungen und ihre Funktionen: einfache Nominalisierung für den Ausdruck der Obligation (22) und der Finalität bei Subjektverschiedenheit (23); Agentivierung als Ausdruck der Finalität bei Subjektgleichheit (24):

(22) *ruwa-na-n-mi*
lura-ñ-pa-wa
 tun-NOMIN-3SG-RHEM
 „Er muss es tun.“

(23) *hamu-ni riku-na-nki-paq*
xut-ta uñxa-ñ-ma-taki

kommen-1SG sehen-NOMIN-2SG-FINAL

„Ich komme, damit du es siehst.“

- (24) *llaqta-man ri-sunchis misa-ta uyari-q*
marka-ru sara-ñani misa ist'-iri
Dorf-ALL gehen-1PLINCL Messe(-ACC) hören-AGENT
„Wir gehen ins Dorf, um die Messe zu hören.“

2.4.3. Allgemeine Überlegungen zur strukturellen Konvergenz

Strukturelle Konvergenz bis hin zu einer nahezu vollständigen Isomorphie bei gleichzeitiger völliger Verschiedenheit der lautlich-materiellen Substanz, das ist es, was wir bei diesen beiden Sprachenpaaren beobachten können. Offenbar ist die Frage der Sprachverwandtschaft oft nicht so einheitlich und eindeutig beantwortbar, wie es die Beschäftigung mit den klassischen, uns wohlvertrauten Sprachfamilien nahelegt.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz aus den bisher vorgestellten Beispielen. Semantisch relevanter Wortschatz, also Lexemik, und der morphosyntaktische Apparat, also Grammemik, müssen nicht Hand in Hand gehen. Die behandelten Fälle weisen eine Trennung zwischen beiden Bereichen auf, in unterschiedlichen Mischungen und Konstellationen. Wir konstatieren ebenso Konvergenz in der Lexemik bei gleichzeitiger Divergenz in der Grammemik wie umgekehrt Divergenz in der Lexemik bei gleichzeitiger Konvergenz in der Grammemik. Grammemische Konvergenz kann bedeuten, dass die morphosyntaktischen Ausdrucksmittel materiell übereinstimmen, es kann aber auch besagen, dass sie lediglich kategoriell konvergieren, in ihrem materiellen Ausdruck aber getrennt bleiben. Die, mit Wilhelm von Humboldt zu reden, „innere Sprachform“, also die grammatische Kategorienbildung, kann bis zur Deckungsgleichheit konvergieren, während die äussere Form, also ihre materielle Realisierung, keinerlei Ähnlichkeit aufweist. Wie geht die genealogische Sprachklassifikation, mit ihrem Anspruch einer exhaustiven und eineindeutigen Ortsbestimmung aller Sprachen der Welt, mit diesen störenden, so gar nicht in das Bild passenden Fakten um?

Bringen wir es am Beispiel des – hier schon zweimal thematisierten – Japanischen nochmals knapp auf den Punkt. Die genealogische Einordnung des Japanischen ist umstritten; drei Alternativen stehen zur Debatte: genetisch isoliert; altaiisch (und damit in letzter Konsequenz Eurasiatisch); oder ein sehr früh abgespaltenes Austronesisch. Ich will mich hier nicht für oder gegen eine dieser alternativen Hypothesen aussprechen, vielmehr

fragen: was ist mit einer solchen Einordnung gewonnen? Von welchem Sprachstamm sich das Japanische in einer sehr weit zurückliegenden, kaum mehr rekonstruierbaren Vergangenheit abgespalten hat, ist gewiss nicht uninteressant, aber von begrenztem Erkenntniswert. Nicht weniger zentral ist, dass es sein heutiges grammatisches System in engem Kontakt mit dem Koreanischen ausgebildet hat und dass sein Wortschatz überwiegend dem Chinesischen entlehnt ist. Über die Genese des sino-japanischen Wortschatzes sind wir mit allen Details informiert; aber über das prähistorische Szenario, dass zur strukturellen Konvergenz zwischen Koreanisch und Japanisch geführt hat, wissen wir praktisch nichts. In jedem Fall wäre es irreführend, das Japanische essentialistisch zu reduzieren, indem man sagt, es ist „isoliert“, oder es ist „altaiisch“. Auf eine kurze Formel gebracht: die genealogisch orientierte Sprachwissenschaft sollte nicht nur auf Divergenz, sondern auch auf Konvergenz achten und beides als gleichwertig anerkennen. Nur so können wir zu einem umfassenden Gesamtbild der Sprachen der Menschheit gelangen, nur so die Aporien überwinden, in die uns ein dogmatisiertes Stammbaum-Modell zwangsläufig führt.

3. Kritik der Stammbaum-Metapher

3.1. Kommunikationsbarrieren in Biologie und Sprache

Ich komme damit zu ganz allgemeinen Überlegungen zur Grundlegung und zur Kritik des Stammbaum-Modells. Wie weit trägt die biologische Metapher?

Motor der biologischen Evolution ist die molekulare Uhr (Motoo Kimura). Infolge nicht voraussagbarer Mutationen im molekularen Bereich entstehen Veränderungen im Erbgut, die sich im Laufe der Zeit kumulieren. Wenn Populationen sich voneinander trennen, insbesondere durch Abwanderung in neue Lebensräume, führt die Kumulation von Mutationen im Laufe der Zeit dazu, dass genetische Kommunikation unmöglich wird: die ursprünglich zu einer Spezies gehörigen Individuen haben sich so weit auseinander entwickelt, dass sie keine fruchtbaren Nachkommen mehr miteinander zeugen können. Das Ergebnis ist die Aufspaltung einer Art; Speziation beruht auf der Entstehung einer interspezifischen Kommunikationsbarriere infolge des gleichsam blinden, zufallsgesteuerten Waltens der molekularen Uhr einerseits, der Abspaltung von Populationen andererseits. Die stetig voranschreitende Aufspaltung immer neuer Arten konstituiert den Stammbaum des Lebens.

Dies ist der Evolutionsprozess, wie ihn August Schleichers Zeitgenosse Charles Darwin erstmals beschrieben hat. Wir verstehen gegenwärtig viele Zusammenhänge besser und genauer als Mitte des 19. Jahrhunderts, aber in seinen Grundzügen gilt das Darwinsche Modell bis heute. Unzweifelhaft weist der biologische Evolutionsprozess Analogien zur Sprachentwicklung auf. In der Sprache ebenso wie in der Biologie geht es um die Entstehung von Kommunikationsbarrieren; in beiden Bereichen gibt es fundamentale, blind wirkende Veränderungskräfte, die nicht aufgehalten werden können. In beiden Bereichen führt erst das Zusammenwirken von zufälliger Mutation und der Ökologie der Lebensräume zur Artentrennung. Betrachten wir diese Analogien noch etwas genauer.

Das Analogon der molekularen Uhr sind die Kräfte des Sprachwandels. Auf der lautlichen Ebene ist dies am unmittelbarsten sichtbar. Betrachten wir kurz ein Beispiel. Auslautendes *-s* hat eine Art Halbwertszeit: man kann nicht voraussagen, wann es konkret verschwinden wird, nur eine Wahrscheinlichkeit für dieses Verschwinden angeben. In der Romania ist es im Italienischen bereits in frühen Vorstufen untergegangen; im Französischen hat es sich bis ins 13./ 14. Jahrhundert gehalten; im Spanischen Andalusiens und Argentinens verschwindet es gerade vor unseren Ohren; im Spanischen Kastiliens und Mexikos erfreut es sich bis heute bester Gesundheit; und im Sardischen schliesslich wurde es durch einen paragogischen Auslautvokal so weit gestützt, dass sein Verschwinden in absehbarer Zeit mittlerweile höchst unwahrscheinlich geworden ist. Wenn man diese verschiedenen Werte mittelt, kommt man vielleicht zu einer Art Halbwertszeit, einer Verfallszeit als probabilistischer Prognose. Aber niemand kann prognostizieren, ob und wann auslautendes *-s* in einer gegebenen Sprache tatsächlich ausfällt.

Meines Wissens hat man im lautlichen Bereich solche Analogien nie ernsthaft untersucht und empirisch getestet, obgleich dies ein viel versprechendes Forschungsgebiet wäre. Hingegen hat man mit Halbwertszeiten analog zur molekularen Uhr in einem anderen Bereich intensiv gearbeitet, einem Bereich, der sich eigentlich viel weniger dafür eignet, weil die Unwägbarkeiten historisch-kontingenter Umstände hier eine überragende Rolle spielen: im Wortschatz. Die Glottochronologie operiert mit einer konstanten Verfallsrate für den Grundwortschatz, wie er sich mit den beiden Versionen der sogenannten Swadesh-Liste erfassen lässt. Auf diese Weise hoffte man, und hofft man heute wieder mehr als noch vor einigen Jahren, die Chronologie der Sprachverzweigung nicht nur relativ, sondern sogar absolut auch für prähistorische Zeiten rekonstruieren zu können. Die inhärente Problematik dieser Methode ist hinlänglich bekannt,

so dass ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche. Jedenfalls gibt es sicher so etwas wie eine molekulare Uhr in der Sprache, genauer, verschiedene molekulare Uhren, auch wenn diese nicht mit der gleichen Regelmässigkeit und Einheitlichkeit ticken wie die molekulare Uhr des sich entfaltenden Lebens. Der diachronische Wandel in der Sprache lässt sich niemals und unter keinen Umständen aufhalten. Keine Sprache bleibt dort stehen, wo sie synchron gerade steht. Das Entwicklungstempo ist unterschiedlich, je nach Sprache als Gesamtsystem, je nach Teilsystemen innerhalb einer Sprache, je nach Epoche. Aber Wandel findet immer statt. Dies ist der Motor der Sprachentstehung im Sinne von Sprachabspaltung, genauso wie in der Biologie.

Aus sich kumulierenden Veränderungen entstehen neue Sprachen, wenn die Populationen sich voneinander trennen. Ebenso wie in der Biologie führt der kombinierte Effekt von Mutationskumulation und ökologischer Trennung zu Kommunikationsbarrieren. So weit reicht die Analogie. Insofern kann man die Entstehung wohl etablierter Sprachfamilien, wie der Indogermanischen, der Austronesischen, der Tupi-Guaranitischen und vieler anderer, sehr wohl mit einem Modell beschreiben, das aus der Biologie gewonnen ist: von einer Urheimat aus verteilen sich verschiedene Gruppen in alle Himmelsrichtungen, verlieren den Kontakt miteinander und verzweigen sich infolgedessen immer mehr in wechselseitig nicht mehr verständigungsfähige Sprachgemeinschaften. Dies ist das klassische Bild, wie es in der ersten Blütezeit der Indogermanistik, zeitgleich mit dem Aufkommen der Evolutionstheorie, am konkreten Beispiel der indogermanischen Sprachen gewonnen worden ist. Viel Scharfsinn ist auf die geographische Lokalisierung der Urheimat verwendet worden; vom Baltikum über die ukrainischen Steppen bis Ost-Anatolien reicht das Spektrum der Hypothesen. Aber das zugrundeliegende Szenario war immer dasselbe: von einem ursprünglichen Zentrum aus kommt es zur Expansion mit Abtrennung der expandierenden Gruppen. Diese Abtrennung führt, im Verein mit dem kumulativen Sprachwandel, zwangsläufig zum Entstehen neuer Sprachen und Sprachfamilien, und dies kann man mit dem Entstehen neuer Arten vergleichen. Aber an dieser Stelle muss die Frage gestellt werden: sind biologische und linguistische Kommunikationsbarrieren so einfach gleichzusetzen?

Die Antwort lautet natürlich: nein! Es gibt einen fundamentalen Unterschied, und dieser lässt sich prägnant auf den Punkt bringen: biologische Barrieren sind unüberwindbar, linguistische nicht; denn biologische Artentrennung ist irreversibel, Sprachentrennung hingegen ist umkehrbar. In der biologischen Speziation entsteht aus einer ursprünglich

intraspezifischen Barriere eine interspezifische. Ist eine Barriere erst einmal interspezifisch geworden, führt kein Weg mehr zurück: Angehörige verschiedener Arten sind für alle Zeiten unfähig zur Zeugung von Nachkommen. Haben sich biologische Entwicklungslinien erst einmal getrennt, kommen sie nie wieder zusammen. In alle Ewigkeit können Katzen und Hunde keine Nachkommen zeugen. Menschliche Sprachentwicklung bleibt hingegen intraspezifisch. Kommunikationsbarrieren sind niemals endgültig, denn jeder Mensch ist prinzipiell in der Lage, jede beliebige menschliche Sprache zu erlernen. Hier hat die biologische Metapher ihre definitive Grenze: sprachliche Kommunikation mit dem Zweck der Verständigung ist eben nicht dasselbe wie sexuelle Kommunikation mit dem Zweck der Fortpflanzung.

Erik Erikson hat den Begriff der „Pseudo-Speziation“ geprägt. Dieser Begriff ist von Konrad Lorenz in seiner erkenntnistheoretischen Abhandlung „Die Rückseite des Spiegels“ aufgegriffen und fortentwickelt worden. Ich denke, dieses Konzept ist erhellend für das Verständnis der hier diskutierten Zusammenhänge. Durch die Kulturentwicklung entstehen reale Barrieren zwischen Menschengrupen, die durchaus Analogien zu Barrieren zwischen Arten aufweisen, aber trotz allem nicht mit ihnen identisch sind. Es geht eben nicht um eine wirkliche Speziation, nur um eine Pseudo-Artenbildung, die biologisch intraspezifisch bleibt. Allen Angehörigen der Art *Homo sapiens* ist die universale menschliche Sprachfähigkeit gemeinsam, also das, was Saussure als *langage* bezeichnet hat. Auf Grund dieser universalen Fähigkeit ist es prinzipiell jedem Menschen möglich, prinzipiell jede historische menschliche Sprache (*langue*) zu erlernen. Kommunikationsbarrieren sind tatsächlich vorhanden, aber sie sind niemals endgültig.

Dies gilt, wie soeben formuliert, auf der individuellen Ebene: kein Mensch ist in der Sprache der Gemeinschaft, in die er hineingeboren wurde, unentrinnbar gefangen; er kann sie jederzeit durch den Erwerb einer weiteren Sprache transzendieren. Es gilt aber ebenso auch auf der Ebene des Sozialen: Sprachen entwickeln sich nicht in Isolation, vielmehr stehen sie permanent in einem vielfältigen Geflecht von Kontakten, die ihre Entwicklung mehr oder weniger tiefgreifend beeinflussen. Populationen spalten sich ab, verlieren den Kontakt und entwickeln neue Sprachen; aber ebendiese Populationen gehen auch neue Kontakte ein oder knüpfen früher abgerissene Kontakte wieder an, so dass es zu Annäherungen auf allen Ebenen des Sprachsystems kommen kann. Für ein umfassendes Verständnis der Sprachentwicklung ist Konvergenz nicht weniger wichtig als Divergenz; erst beide Bewegungen zusammen, das Auseinanderdriften und die Annäherung, ergeben ein vollständiges Bild.

Die genealogisch-vergleichende Sprachwissenschaft hat einseitig die Divergenz privilegiert. Das Stammbaum-Modell berücksichtigt prinzipiell nur die Divergenz; Konvergenz-Erscheinungen werden als sekundär angesehen und finden keinen Eingang in die genealogische Klassifikation. Natürlich werden sie bei der geschichtlichen Darstellung der einzelnen Sprachen gewürdigt; aber sie spielen keine Rolle für die grundsätzliche Klassifikation, für die ein essentialistischer Grundansatz gilt: eine Sprache nimmt fundamental den Ort ein, der ihr im universalen Stammbaum der Sprachen der Menschheit zugewiesen wird; alles andere wird als Beiwerk marginalisiert. Eine solche Betrachtungsweise ist im Kern fragwürdig.

3.2. Kritik der Verallgemeinerung des indogermanischen Musters

Das Stammbaum-Modell ist am Beispiel der indogermanischen Sprachen orientiert: Expansion von einem ursprünglichen Zentrum aus, Entstehung immer neuer Unterfamilien, immer weiter gehende Verzweigung und Verästelung, all dies finden wir in der Indogermania mustergültig ausgeprägt. Vom Indogermanischen wurde das Modell auf weitere Sprachstämme übertragen, mit durchschlagendem Erfolg in zahlreichen Fällen: Finno-Ugrisch, Hamito-Semitisch, Bantu, Sino-Tibetisch, Austronesisch, Algonkinisch, Yuto-Aztekisch, Maya, Arawak, Tupi-Gurani, um nur einige Beispiele aus verschiedenen Weltteilen zu nennen; in diesen wie in zahlreichen anderen Fällen war die Übertragung des indogermanischen Modells von Erfolg gekrönt.

Es sollte aber doch zu denken geben, dass es viele Regionen, viele Sprachgruppierungen gibt, die einer Modellierung nach dem indogermanischen Vorbild hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen scheinen. Dazu gehören weite Teile des nativen Amerika, Papua-Neu Guinea, das autochthone Australien, Teile Südost-Asiens sowie in gewissem Masse, näher bei uns gelegen, der Kaukasus. In seinem Standardwerk „Catálogo de la lenguas de América del Sur“ postuliert der grosse spanische Komparatist Antonio Tovar nicht mehr als acht klar definierbare Sprachfamilien für den südamerikanischen Kontinent. Der grosse Rest der Sprachen wird von ihm lediglich in eine Reihe von geographischen Zonen eingeteilt, wobei er auf eine genauere genetische Klassifikation verzichtet – bewusst, und ohne grosse Hoffnung, dass sich das Bild nach eingehender Forschung aufklären könnte. Wenn wir die strengen Massstäbe der Indogermanistik anlegen, gemäss derer strikte Lautgesetze gelten und Rekonstruktionen einer Ursprache postuliert werden, dann kommen wir in weiten Teilen der Welt nicht sehr weit. Natürlich liegt dies, wie immer

wieder betont wird, auch daran, dass wir von zu vielen Sprachen einfach noch zu wenig wissen, dass die meisten Sprachen keine dokumentierte historische Tiefe aufweisen und nur in ihrer aktuell gesprochenen Form bekannt sind. Aber der Gedanke muss erlaubt sein, dass es mehr als – behebbar oder nicht behebbar – Unkenntnis ist, die uns in so vielen Fällen bei der Rekonstruktion genealogischer Beziehungen zu schaffen macht. Es könnte sein, dass es die einseitige Verallgemeinerung des indogermanischen Modells selber ist, die uns in die Irre führt. Denn diese Verallgemeinerung setzt ja voraus, dass Expansion mit nachfolgendem Abreißen des Kontakts der eigentliche Motor der Sprachentwicklung ist. Offenbar ist es aber so, dass ein solches historisches Szenario zwar anerkanntermassen häufig vorkommt, dass es aber nicht als universal für alle Zeiten und Räume gelten kann. In weiten Bereichen der Welt vollzieht sich Sprachentwicklung offenbar anders, weniger dramatisch, in wechselseitiger Durchdringung und Beeinflussung zwischen den Sprachen und Sprachfamilien. Sprachgenese vollzieht sich nicht nur in Expansion und Isolation, sondern auch in Diffusion und Kontakt; nicht nur in Divergenz, sondern auch in Konvergenz. Das indogermanische Modell kann keinen universalen Anspruch erheben. Die Konsequenzen aus dieser Einsicht sind weitreichend; ich denke, viel weitreichender, als man sich bisher klar gemacht hat.

3.2.1. Australien und Dixons “punctuated equilibrium”

Betrachten wir die Welt für einen kurzen Augenblick aus der Perspektive Australiens. Der australische Linguist Robert Dixon hat in seinem höchst bemerkenswerten Büchlein „The rise and fall of languages“ eine Theorie formuliert, die er mit einer ebenfalls der Biologie entlehnten Metaphorik als „punctuated equilibrium model“ benennt. Nach diesem Modell gibt es lange Zeiträume des Sprachkontaktes und der wechselseitigen Durchdringung von Sprachen und Sprachfamilien, ohne dass es zur Expansion eines dominanten Volkes auf Kosten anderer käme. Solche Perioden werden kurzfristig von „Punktuationen“ unterbrochen, also durch dramatische Ereignisse wie zielgerichtete Wanderungen und Landnahmen, militärische Eroberungen, Errichtung supranationaler Imperien, religiöse Expansionen. Bei solchen Punktuationen entstehen Sprachfamilien im klassischen, eben indogermanisch (oder semitisch, sino-tibetisch, austronesisch etc.) geprägten Sinn: in relativ kurzer Zeit breiten sich Abkömmlinge einer einheitlichen Grundsprache über grosse Territorien aus; durch das Abreißen des Kontaktes entstehen neue Sprachen, die

wechselseitig nicht mehr verständlich sind, aber ihren gemeinsamen Ursprung noch deutlich erkennen lassen.

Der entscheidende Punkt in Dixons Modell ist die Tatsache, dass er solche Punktuationen nicht als den Regelfall, sondern eher als historische Ausnahmesituationen sieht; er meint, der überwiegende Teil der menschlichen Sprachentwicklung habe sich in Perioden des „equilibrium“ vollzogen. Vor Augen steht im dabei natürlich die Situation in Australien, der ältesten Region, welche die Menschheit auf ihrem Weg *out of Africa* erreicht hat. Australien wurde vor ca. 50 000 Jahren über eine Landbrücke von Indonesien und Neu-Guinea aus besiedelt und hat sich danach isoliert vom Rest der Welt entwickelt. Es ist hier nie zur Bildung von Imperien gekommen; gleichberechtigt, ohne Dominanz, lebten grössere und kleinere Gruppen nebeneinander und miteinander, wobei die Geographie des grösstenteils flachen Kontinents Wanderungen und ständige Kontaktaufnahme begünstigt hat. In einer solchen Umgebung ist Mehrsprachigkeit selbstverständlich, ja überlebensnotwendig, bis heute. Ein anderer australischer Linguist, Nick Evans, berichtet von seinem Ilgar-Lehrer Charlie Wardaga, dass dieser neben seiner Muttersprache Ilgar noch Marrgu, Garig, Manangkari, Gunywinygu und Iwaidja perfekt beherrscht – Englisch kann er natürlich auch! Es ist unvermeidbar, dass es bei einem solchen Grad von individueller und sozialer Mehrsprachigkeit zu den vielfältigsten Konvergenzen auf allen sprachlichen Ebenen kommt. Das Ergebnis ist ein diffuses Bild einer seit Jahrzehntausenden bestehenden sprachlichen Kontaktzone von kontinentalen Dimensionen; in einer solchen Zone sind die Resultate von genetischer Urverwandtschaft und späteren Entlehnungen praktisch ununterscheidbar geworden.

3.2.2. Neu-Guinea

Ein anderes Beispiel ist Neu Guinea, die sprachlich dichteste Region der Erde. Hier werden von ca. 7,7 Millionen Menschen weit über 1000 Sprachen gesprochen, ein Sechstel der Sprachen der Menschheit, davon ca. 750 Sprachen nicht-austronesischer Herkunft. William Foley zitiert die grosse Anthropologin Margareth Mead, die 1938 folgendes schrieb:

Each local community, sometimes only a hamlet, sometimes several hamlets, occasionally three or four villages, presents an aggregation of widely diffused traits peculiar to it. From this narrow vantage ground each individual sees the behaviour of the members of neighbouring communities as becoming steadily more diversified from

his own as the distance increases between the communities involved. Each community is a centre of many lines of diffusion, which cross and re-cross in arbitrary ways, variously determined by the topography of the country, the natural resources, the immediate state of feuds and alliances, all only partly interdependent factors.

In einem solchen ökolinguistischen Kontext sind die Kriterien, die anhand der indogermanischen Expansion entwickelt worden sind, nur von begrenztem Wert. Ich sage nicht, dass sie überhaupt keine Geltung haben, aber sie reichen bei weitem nicht aus, um der Komplexität der realen Verhältnisse auch nur annähernd gerecht zu werden.

3.3.3. Die Romania

Nach diesen Exkursen in ferne Kontinente will ich kurz andeuten, dass solche Überlegungen auch für unsere nächste Umgebung relevant sind. Die Romania ist ein Schulbeispiel von Sprachgenese nach dem Stammbaum-Modell: das Lateinische, der Dialekt eines unbedeutenden Dorfes am Unterlauf des Tiber, wurde durch die politisch-militärischen Erfolge seiner Sprecher zu einer Weltsprache; aus diesem ursprünglich weitgehend einheitlichen Idiom wurden infolge des Zusammenbruchs der Verkehrswege in der Spätantike eine Reihe von eigenständigen Sprachen. Also Expansion mit anschließender Isolation, Divergenz als *primum movens* der Sprachentstehung – genau das Bild, das sozusagen ein Stockwerk höher auch für die Indogermania gilt. Wer aber nun die genealogische Subklassifikation der romanischen Sprachen hierauf reduziert, wird ihrer Komplexität nicht gerecht. Nach einer Phase der Divergenz kam es zunächst in Westeuropa, viel später dann auch im Osten, zu einer lang anhaltenden, wechsellvollen Periode von verschiedenen Konvergenzen: die romanischen Sprachen des Westens waren mehr oder weniger dem Einfluss des Lateinischen als schriftlich fixierter Modell-Sprache ausgesetzt, was sie einander sekundär viel näher gebracht hat, als sie bei getrennter Entwicklung heute „eigentlich“ einander stehen dürften. Dies gilt für die von Amado Alonso so genannte „Romania continua“ bereits seit der Jahrtausendwende. Das Rumänische geriet erst im 19. Jahrhundert in den Einflussbereich des Westens; es hat diese Einflüsse nicht direkt aus dem Lateinischen, sondern indirekt aus dem profund latinisierten Französischen übernommen. Wir wissen dies alles genau, weil es im hellen Licht schriftlich überlieferter Historie vor uns liegt. Daher können wir hier zwischen primärer Divergenz und sekundären Konvergenzen mit grosser Genauigkeit differenzieren. Aber

wie weit kommen wir mit dem Versuch einer solchen Differenzierung in Regionen, deren Sprachen keine Geschichte haben, Sprachen, deren schriftlose Prähistorie bis in die unmittelbare Gegenwart reicht? Und wie weit kommen wir mit dem Versuch einer solchen Differenzierung in der Prähistorie unserer eigenen Sprachen?

4. Neue Forschungsimpulse

4.1. Joseph Greenberg: Makrofamilien in Eurasien und Amerika

In jüngerer Zeit ist die altehrwürdige genealogische Sprachklassifikation erneut in das Zentrum eines Interesses gerückt, das durchaus als öffentlich bezeichnet werden kann, weil es über den engen Kreis der Spezialisten hinaus auch ein breiteres Publikum erreicht; Zeitungsartikel in der New York Times belegen dies ebenso wie zahlreiche Internet-Foren. Wichtigste Auslöser dieses neuerwachten Interesses waren zwei spektakuläre Vorstöße eines Linguisten, der schon mehrfach mit bahnbrechenden Ideen hervortreten ist: Joseph Greenberg. Als Ergebnis jahrzehntelanger Studien publizierte er 1987 seine Thesen über die sprachliche Vorgeschichte Amerikas; 2000 und 2002 folgten dann die Untersuchungen zu Grammatik und Lexikon der postulierten Grundsprache Eurasiens.

Das letztgenannte Werk, kurz vor Greenbergs Tod fertiggestellt, trägt den provozierenden Haupttitel „Indoeuropean and its closest relatives“. Hat das Indogermanische Verwandte? Und wenn ja, sind es dann nur nahe Verwandte? Bis in welche zeitlichen Tiefen, bis zu welchen Wurzeln hinab reicht die angenommene Verwandtschaft des Indogermanischen? Solche Fragen hat man zuvor allenfalls in denjenigen russischen, israelischen und spät auch amerikanischen Aussenseiterkreisen (Bomhard & Kerns) zu formulieren gewagt, die als Nostratiker bekannt geworden sind. Nun bringt Greenberg neue Ideen und neue empirische Evidenz für diese alte Hypothese. Und er postuliert eine Urverwandtschaft des Indogermanischen nicht nur, und nicht einmal in erster Linie mit so hochangesehenen Sprachfamilien wie dem Kartvelischen, Dravidischen und Semito-Hamitischen, sondern auch, und vor allem, mit exotischen Sprachen im Nordosten Eurasiens, mit den uralischen, altaiischen und paläosibirischen Sprachen bis hin zum Eskimo-Aleutischen. Sprachen wie Chukchi und Kamchadalisch erscheinen in dieser Perspektive als vergleichsweise nahe Verwandte, als Brüder oder Vettern, des Indogermanischen.

Greenbergs Publikation von „Language in the Americas“ im Jahre 1987 hat geradezu ein wissenschaftliches Erdbeben hervorgerufen; selten war die Empörung über ein Buch eines hochangesehenen Fachgenossen so vehement wie in diesem Fall, hat es es doch gewagt, die überwältigende genetische Fülle des amerikanischen Doppelkontinents, die vorsichtig auf ca. 70, extrem auf bis zu 140 Sprachfamilien geschätzt wird, auf nicht mehr als drei zu reduzieren: Eskimo, Na Dene und den ganzen Rest, den er Amerindisch nennt. Man stelle sich vor: wir armen „pedestrians“ wägen Argumente sorgfältig gegeneinander ab, nach denen Quechua und Aymara genetisch etwas miteinander zu tun haben oder nicht; und dann kommt Greenberg und deklariert solche Debatten als niederrangige Scheingefechte in einem allumfassenden Gesamtgebilde namens Amerindisch! Die methodologischen, anthropologischen und historischen Konsequenzen aus dieser wissenschaftlichen Kontroverse sind unabsehbar.

4.2. Umriss eines Divergenz-Konvergenz-Modells: Vererbung, Entlehnung, oder einfach Kontakt?

Die alten und die aktuellen Probleme der genealogischen Sprachklassifikation laufen in der Kontroverse um das Amerindische und das Eurasiatische wie in einem Brennspeigel zusammen. Die hiermit aufgeworfenen substantiellen, leidenschaftlich diskutierten Fragen können hier auch nicht ansatzweise vertieft werden. Stattdessen möchte ich, in aller gebotenen Kürze, eine methodologische Grundsatzüberlegung anstellen und erste Umriss eines Modells entwerfen, das Dixons „punctuated equilibrium model“ verallgemeinert und dem man vielleicht den Namen „Divergenz-Konvergenz-Modell“ geben kann.

Dreh- und Angelpunkt der Diskussionen um hypothetische tiefe genetische Relationen wie Amerindisch und Eurasiatisch (oder Nord-Kaukasisch, Niger-Kordofanisch, Austrisch, Trans-Guinea etc.) ist die Unterscheidung von ererbtem und entlehntem Sprachgut: was basiert auf einem gemeinsamen Ursprung, was ist zu einem späteren Zeitpunkt sekundär übernommen worden? Unendlich viel Scharfsinn ist auf diese Kernfrage verwandt worden.

Es gibt vor allem zwei Kriterien: Lautentwicklung und Lautrekonstruktion; und das semantische Feld. Das methodologische Problem mit dem ersten Kriterium ist, dass es keine konstante Geschwindigkeit der lautlichen Veränderung gibt, dass vielmehr Phasen rasanten Wandels und Perioden langen Stillstands abwechseln können und dass ausserdem einzelne Sprachen ein höchst unterschiedliches

Entwicklungstempo vorlegen können. Die Genauigkeit der lautlichen Rekonstruktionen, welche das Indogermanisch der Junggrammatiker so attraktiv gemacht hatte, lässt mit zunehmendem Alter der verglichenen Elemente immer mehr nach. Es ist utopisch, bei Rekonstruktionen von mehr als 12 000 Jahren dieselbe Genauigkeit erwarten zu wollen, die wir bei Rekonstruktionen von 6 000 Jahren fordern können.

Das methodische Problem mit dem zweiten Kriterium ist, dass es keinen wirklich verbindlichen Anhaltspunkt semantischer Art gibt. Praktisch alle Merkmale, die in der Literatur vorgeschlagen worden sind und die sich in der Indogermanistik auch durchaus bewährt haben, wurden zwischenzeitlich empirisch falsifiziert. Nichts ist unwiderlegbar konstant, nicht die Zahlwörter, nicht die elementaren Verwandtschaftsbezeichnungen, nicht einmal die Personalpronomina; man hat gezeigt, dass in Südostasien Pronomina sogar besonders volatil, besonders für Entlehnungen anfällig sind. Das zuverlässigste Kriterium sind immer noch grammatische Irregularitäten. Man erinnere sich an die Entzifferung des Hethitischen: sobald die Gleichung *aszi : sanzi = ist : sind* entdeckt war, brauchte es fast keinen weiteren Beweises mehr dafür, dass diese Sprache indogermanisch ist. Aber selbst solche Phänomene bietet keinen ultimativen Schutz vor Irrtümern; und in vielen Sprachen, die agglutinatив oder isolierend sind und daher nur über eine regelmässige oder überhaupt keine Morphologie verfügen, kommt man mit diesem Kriterium auch nicht weiter. Ich würde indes noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass die viel diskutierte Unterscheidung von ererbten und entlehnten Elementen letztlich jenseits einer gewissen zeitlichen Schwelle keinen Sinn mehr macht.

Die Entstehung einer klar umrissenen Sprachfamilie von der Art der indogermanischen ist, nach dem Modell von Dixon, ein punktuelles Ereignis innerhalb eines grösseren Geschehens, das von Diffusion und Kontakt geprägt ist. Solche punktuellen Ereignisse treten immer wieder auf, aber es wäre verfehlt, sie als den einzigen Motor der Sprachentwicklung anzusehen. Lange Perioden der Konvergenz haben zwangsläufig ihre Spuren hinterlassen. Heute feststellbare Übereinstimmungen zwischen Sprachen können auf einen gemeinsamen Ursprung ebenso wie auf historische Konvergenz hindeuten; aber wer will dies über einen bestimmten zeitlichen Horizont hinaus mit Sicherheit differenzieren? Letzten Endes können wir auch über eine postulierte gemeinsame Grundsprache keine wirklich verlässlichen Aussagen machen. Was wissen wir schon wirklich über das rekonstruierte Indogermanische? So kühn, in dieser Sprache eine Fabel zu verfassen, wie August Schleicher dies getan hat, wäre heute sicher niemand mehr. Tiefgreifende dialektale Unterschiede müssen von Anfang an

bestanden haben. Alle Sprachen kommen von irgendwo her, alle sind mehr oder weniger dialektal zerklüftet, keine Sprachfamilie lässt sich bis zu einem absolut einheitlichen, absolut homogenen, quasi punktförmigen Ursprung zurückverfolgen. Eine solche punktförmig verdichtete Sprache gibt es in der Gegenwart nicht und hat es auch in der Vergangenheit nie gegeben. Immer stehen alternative Sprachformen miteinander in Kontakt und in Konkurrenz, auch innerhalb einer hypothetisch rekonstruierten Ursprache.

Wir geraten zwangsläufig in einen unendlichen Regress: ist nicht die Ursprache selbst auch schon gemischt und in sich differenziert, so wie es ihre Abkömmlinge sind? Kommen nicht ihre einzelnen Komponenten aus verschiedenen Quellen? Es gibt keine letzte Quelle. Hinter jedem Ursprung, den wir rekonstruieren, tun sich neue Ströme, neue Quellen auf. Das rekonstruierte Ur-Indogermanisch steht genauso in einer unendlichen Kette wie alle anderen realen menschlichen Sprachen auch. In dieser Perspektive ist es völlig legitim, nach Verwandten des Indogermanischen zu suchen. Aber es wäre irreführend, ein hypothetisches Eurasiatisch als ein homogenes, in sich geschlossenes Gebilde zu rekonstruieren. Was wir feststellen können, sind immer nur partielle Ähnlichkeiten, die in irgendeiner Form auf Kontakt beruhen. Auch Abstammung ist letztlich nichts anderes als eine Art von Kontakt; Abstammung ist Kontakt nicht im Raum, sondern in der Dimension der Zeit.

Solche Kontakte sind nun freilich von zentralem historischem Interesse. Ich greife zur Illustration in aller Kürze das Thema der Personalpronomina auf. Greenberg hat nicht nur postuliert, sondern im Detail nachgewiesen, dass in den beiden von ihm postulierten Makro-Gruppierungen die folgende Verteilung von Pronominalformen gilt:

(25) Pronominalformen

| | 1. Person | 2. Person |
|--------------|-----------|------------|
| Eurasiatisch | <i>m</i> | <i>t/s</i> |
| Amerindisch | <i>n</i> | <i>m</i> |

Dies ist, in abstrahierender Vereinfachung, ein grundlegend orientierender Befund, der es erlaubt, Eurasiatisch und Amerindisch als (Hyper-)Makro-Phyla voneinander abzugrenzen. Einer eindringlich geführten Kontroverse zwischen Johanna Nichols und Lyle Campbell entnehme ich, dass der Faktor

Zufall bei diesen Verteilungen ausgeschlossen werden kann. Zwar sind Nasale bei Pronominalformen weltweit überdurchschnittlich häufig, aber eine so spezifische Verteilung kann auf Grund vernünftiger Überlegungen – und mit Zuhilfenahme ganz einfacher, elementarer statistischer Tests – nur als das Ergebnis eines historisch kontingenten Geschehens interpretiert werden. Natürlich können wir die übliche Frage stellen: gemeinsamer Ursprung oder Entlehnung? Aber diese Frage macht keinen Sinn. Die Übereinstimmung der Pronominalsysteme verweist auf prähistorische Kontakte, dies kann vernünftigerweise nicht bestritten werden. Ob dieser Kontakt die Form einer hypothetischen Ursprache oder einer Konvergenz ursprünglich getrennter Sprachstränge hat, ist dabei unerheblich. Historisch von Interesse ist die Tatsache des Kontaktes an sich. Insofern sind die Entdeckungen von Greenberg von grösster historischer Bedeutung, auch wenn es kaum möglich sein wird, eine eurasiatische Grundsprache zu rekonstruieren, und auch wenn die Rekonstruktion einer amerindischen Grundsprache völlig ausgeschlossen erscheint. Prähistorische Kontakte haben ihre Spuren hinterlassen, und allein darauf kommt es an.

Was ich hier zu formulieren versucht habe, hat Hugo Schuchardt, der grosse Gegenspieler der Junggrammatiker, unnachahmlich auf den Punkt gebracht. In einer 1925 publizierten Arbeit resümiert er seine lebenslange Reflexion über die genealogische Klassifikation des Baskischen und kommt dabei zu folgendem Schluss:

Es scheint die Vorstellung zu herrschen dass wenn wir das Baskische von all dem seit zwei Jahrtausenden Eingedrungenen reinigten, es vor uns als eine gleichartige Masse läge, als alt- oder echtbaskisch. Denkbar wäre es ja; aber weitaus wahrscheinlicher dass die Sprache als deren Fortsetzung wir das Baskische betrachten, einem damaligen Sprachforscher nicht minder grosse Rätsel aufgegeben hätte als uns das heutige Baskisch. Und Lehnwörtern würden wir immer begegnen, bis zu welchem erdenklichen Anfang wir auch emporstiegen; ja jedes Wort ist einmal ein Lehnwort gewesen. ... Sprachverwandtschaft kann nicht als ein streng wissenschaftlicher Begriff gelten; aber wir dürfen ihn auch nicht verpönen, wir mögen uns seiner vielleicht eher mit einer gewissen Lässigkeit als mit übertriebener Vorsicht bedienen. Diese Mahnung kann man auch verallgemeinern: unsere pädagogischen Triebe lassen uns zu oft übersehen welch feiner, ewig wechselnder Stoff die Sprache ist und dass sie eine anschniegende Behandlung verlangt.

4.3. Theo Vennemann: Sprachkontakte in Europa

An dieser Stelle ist eine kurze Anmerkung zum Werk von Theo Vennemann angebracht. Er hat wie kein zweiter das traditionelle Instrumentarium der Kontaktlinguistik neu belebt und für die Erhellung der Prähistorie Europas nutzbar gemacht. Substrat und Superstrat, diese alten, nicht immer mit der nötigen Präzision verwendeten Begriffe, wurden von ihm präzise durchdacht und auf Bereiche angewandt, die bis dahin völlig im Dunkel lagen – nicht weil das Dunkel absolut undurchdringlich gewesen wäre, sondern weil bis dahin noch niemand die entscheidenden Ideen zu seiner Durchdringung zu denken gewagt hat. Mit seinen beiden grossen Entdeckungen, dem vaskonischen Substrat und dem semitischen Superstrat, hat er die sprachliche Vorgeschichte unseres Kontinents erhellt.

Joseph Greenberg hat wichtige Entdeckungen gemacht, aber mit seinem Postulat eines gemeinsamen genetischen Ursprungs von Makrofamilien jagt er möglicherweise einem Truggebilde nach. Dies schmälert nicht die Bedeutung seiner Entdeckungen, schränkt aber doch die Perspektive ein, in der er selber sie stellt. Vennemann hingegen sucht nichts dergleichen. Er zielt auf das ab, was historisch als Faktum nachweisbar ist, nämlich auf Sprachkontakt. Nichts ist so konstant, nichts so omnipräsent im Leben der Sprachen wie der Kontakt. Mit der Aufdeckung eines vaskonischen und eines semitischen Elements in den Sprachen Westeuropas wird nichts über deren genealogische Essenz postuliert. Es sind wichtige Elemente im Basiswortschatz dieser unserer indogermanischen Sprachen, bis heute, und zwar Elemente, die durch Sprachkontakt erklärbar sind. Dies ist nicht nur eine wichtige Entdeckung, vielmehr ist auch die Perspektive, in die der Entdecker selbst sie stellt, korrekt und vernünftig.

Noch ein weiterer Punkt verdient Hervorhebung. Das Englische verkörpert bekanntlich den Prototyp einer Mischsprache. Die Relativität der üblichen essentialistischen Klassifikation wird hier besonders deutlich. Was ist damit ausgesagt, wenn man das Englische als essentiell germanisch klassifiziert? Vennemann hat eindrücklich nachgewiesen, wie semitische Sprachform zunächst das westlichste Indogermanisch, nämlich das Inselkeltische, profund von innen heraus umgestaltet hat, und wie dann solche semitische Sprachform indirekt über das Keltische auch in das Englische Eingang gefunden hat. Das Englische ist indogermanisch in einigen, germanisch in anderen Punkten; es ist aber auch semitisch und keltisch (sowie natürlich lateinisch und romanisch) geprägt. All dies gehört zu seiner Essenz, die sich in ihrer Mehrdimensionalität einer eindeutigen Festlegung entzieht. In einer Perspektive, welche Kontakt und Konvergenz

konsequent ihrer wahren Bedeutung nach mitberücksichtigt, finden solche Phänomene ganz natürlich ihren Platz.

5. Schlussbemerkung

Divergenz und Konvergenz zusammen konstituieren das Leben der Sprachen. Dies ist ein fundamentaler Unterschied zur Biologie, wo es genetische Konvergenz *per definitionem* nicht geben kann. Die Vernachlässigung der Konvergenz, dem eigentlich menschlichen Element in der als Pseudo-Speziation verstandenen Sprachentwicklung, hat zu irreführenden Fragestellungen und Fehlentwicklungen geführt. Gewiss hat die klassische historisch-vergleichende Sprachwissenschaft mit ihrem Ziel einer exhaustiven und eineindeutigen genealogischen Klassifikation der Sprachen der Menschheit immense Fortschritte des Wissens und der Einsicht gebracht. Aber sie ist in diesem entscheidenden Punkt einseitig geblieben. Ihr Anspruch auf Exhaustivität und Eineindeutigkeit ist utopisch. Sprachen lassen sich nicht eindimensional auf eine einzige Identität festlegen, genauso wenig übrigens wie Menschen. Immerhin hat das menschliche Individuum biologisch gesehen einen Platz in einem Stammbaum, der unwiderruflich festliegt. Bei Sprachen aber ist dies nicht der Fall. Sprachen sind keine biologischen Arten, sondern soziale Normengefüge, also Produkte der menschlichen Kultur. Mehrfache Aszendenz ist an der Tagesordnung. Die genetische Einordnung einer Sprache in eine bestimmte Familie determiniert nicht ihre Essenz. Sprachen sind modulare, aus vielen Komponenten zusammengesetzte Gebilde; die einzelnen Bestandteile können sehr wohl unterschiedlicher Herkunft sein und getrennte Wege gehen. Und immer stehen Sprachen miteinander in Kontakt, selbst auf den entlegensten Inseln des Pazifiks. Divergenz wird durch Konvergenz relativiert.

* Ich danke Theo Vennemann für die Einladung zu dem Vortrag in meinem geliebten München, für ungezählte Anregungen – und für jahrzehntelange unverbrüchliche Freundschaft.

Bibliographische Hinweise

- Alonso, Amado. «Partición de las lenguas románicas de Occidente». In: *Estudios lingüísticos. Temas españoles*. Madrid: Gredos 1974, 84-105 (urspr. 1945).
- Bakker, Peter & Papaen, Robert. «Michif: A mixed language based on Cree and French». In: Sarah G. Thomason (ed.), *Contact languages. A wider perspective*. Amsterdam: Benjamins 1997, 295-363.
- Bomhard, Allan R. & Kerns, John C. *The Nostratic macrofamily. A study in distant linguistic relationship*. Berlin: Mouton de Gruyter 1994.
- Dixon, Robert M.W. *The rise and fall of languages*. Cambridge: Cambridge UP 1997.
- Evans, Nick. «Myth 19. Aborigenes speak primitive languages». In: Bauer, Laurie & Trudgill, Peter (eds), *Language myths*. London: Penguin 1998.
- Foley, William A. *The Papuan languages of New Guinea*. Cambridge: Cambridge UP 1986.
- Greenberg, Joseph. *Language in the Americas*. Stanford: Stanford UP 1987.
- Greenberg, Joseph. *Indo-European and its closes relatives. The Eurasiatic language family*. 1. Grammar. 2. Lexicon. Stanford: Stanford UP 2000/2002.
- Lorenz, Konrad. *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*. München: Piper 1973.
- Meillet, Antoine. «Introduction». In: Antoine Meillet & Marcel Cohen, *Les langues du monde*. Paris: Champion 1924.
- Muysken, Pieter. «Media lingua». In: Sarah G. Thomason (ed.), *Contact languages. A wider perspective*. Amsterdam: Benjamins 1997, 365-426.
- Ruhlen, Merritt. *A guide to the world's languages*. London: Edward Arnold 1987.
- Schleicher, August. *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Weimar: Böhlau 1861-62.
- Schleicher, August. *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft*. Weimar: Böhlau 1873.
- Schuchardt, Hugo. «Das Baskische und die Sprachwissenschaft». *Sitzungsberichte der Wiener Akademie* 202 (1925), 1-34.
- Tovar, Antonio. *Catálogo de las lenguas de América del Sur*. Buenos Aires 1961; Madrid: Gredos 1984.
- Vennemann, Theo. *Europa Vasconia – Europa Semitica*. Ed. by Patrizia Noel Aziz-Hana. Berlin: Mouton de Gruyter 2003.
- www.ethnologue.com